

#KIRCHENMUSIK2020 – EINE REAKTION



Der nachfolgende Text wurde als Referat am Kirchenmusiktag des ZKMV am 29. September 2023 vorgestellt. Die Aufgabe lautete: (Persönliche) Reaktion auf das Papier #kirchenmusik2020. Darum wird die persönliche Formulierung hier beibehalten. Gegenüber dem vorgetragenen Text ist die Einleitung gestrafft, und einige Sätze sind unter dem Stichwort Kommunikation eingefügt.

Von Andreas Marti

Papiere zur Kirchenmusik

In den vergangenen Jahren und Jahrzehnten habe ich an einer ganzen Reihe von Papieren zur Kirchenmusik mitgewirkt. Ich zähle nur auf:

Die Berner Kirchenordnung von 1990 mit ihren Artikeln zu Gottesdienst und Kirchenmusik, eine Berner Wegleitung zum kirchenmusikalischen Dienst, ein Leitbild Kirchenmusik Schweiz (reformiert), ein Leitbild der Kommission für Popularmusik, das durch den Ausbau über dieses Gebiet hinaus zum umfassenderen Konzept wurde, Wegleitungen und Grundsätze zur gottesdienstlichen Musik in Ausgaben der Deutschschweizer Liturgiekommission.

Nun liegt vor mir ein weiteres Papier, das etwas anders konzipiert ist, nahe an der Problematik der aktuellen Situation: Es hält die Diskussion offen, kommt nicht überall zu eindeutigen Schlüssen, setzt aber doch Wegmarken und eröffnet Visionen, wie es sein könnte oder sollte.

Akzente zum 1. Hauptstück

Was ist Musik, was kann sie?

Ich lese unter 1.2: «Kirchenmusik ist Kunst.» Darüber freue ich mich natürlich, weil das teilweise mehr oder weniger deutlich bestritten wurde.

Und ich habe das Bedürfnis, zu umschreiben, was «Kunst» sein soll. Da werfe ich erst einen Blick von der Musik weg auf die

**«Kirchenmusik
ist Kunst.»**

#kirchenmusik2020

Literatur und die Definition, mit der der Linguist Jurij M. Lotman die literarische Sprache von der Alltagssprache unterscheidet:

«Künstlerische Struktur gestattet es, einen Informationsumfang zu übermitteln, der mit Hilfe der elementaren eigentlichen sprachlichen Struktur gar nicht übermittelt werden könnte.»¹

Es geht also um einen Bedeutungsüberschuss und ebenso um die Unvorhersehbarkeit der Rezeption, der Wirkung auf den Leser/die Leserin – noch mehr auf den Hörer/die Hörerin. Damit kommen wir zurück zur Musik. Wenn sie eine Kunst sein will, muss sie einen derartigen strukturellen Überschuss bieten gegenüber blossen Klangkulissen oder banalen Tonwechseln, muss überraschen können, muss jedes Mal etwas anders gehört und erlebt werden können, muss bei Hörerinnen und Hörern unterschiedliche Assoziationen und Reaktionen erzeugen können. Wenn sie – wie häufig in der Kirchenmusik – mit Sprache direkt oder indirekt verbunden ist, muss sie in der Wechselwirkung mit ihr Räume öffnen, in welche die Sprache von sich aus nicht gelangen kann, mehr andeutend als argumentierend, in symbolischer Repräsentation, mehrdeutig und mehrschichtig. Sie überschreitet die direkten Aussagen und geht – verbal – in den Bereich des Transverbalen. So etwa ist es im Papier unter 2.111 beschrieben: Es entstehen Verbindungen, die nicht vorausgesehen oder beabsichtigt worden sind. Das leistet die Musik, vorausgesetzt, sie hat eine künstlerisch-ästhetische Struktur. Damit steht die Musik in Analogie zur religiösen Rede, und das macht sie zum herausragenden Medium religiöser Kommunikation, die das Gemeinte auch immer nur in Symbolen andeuten und umkreisen kann.

Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker müssen darum Künstlerinnen und Künstler sein, je im Rahmen ihrer musikalischen Kapazitäten. In jedem Fall müssen sie mehr zu bieten haben als Klangkulissen.

Stil und Qualität

Ich lese unter 1.13 «Kirchenmusik kennt keine stilistischen Grenzen». Das ist an sich rich-

«Kirchenmusik kennt keine stilistischen Grenzen.»

#kirchenmusik2020

tig, aber der Begriff «Stil» scheint mir etwas missverständlich. Ich würde eher von Musikbereich sprechen: Kirchenmusik, Konzertmusik, zeitgenössische Musik, Schlager, Chanson, Spiritual, Pop, Jazz, Volksmusik (einheimisch und international, traditionell und neu). Dabei ist zu beachten, dass jeder Bereich verbunden ist mit seinen Räumen und Aufführungssituationen: Musik, die wir von ausserhalb in die Kirche holen, bringt Assoziationen mit sich, weckt Erinnerungen und Erwartungen und erzeugt vielleicht auch Erwartungsbrüche. Ob die Stilfrage wirklich beantwortet ist, wie es als sehr optimistische Vision formuliert ist, scheint mir fraglich – sie wird situativ immer gestellt bleiben.

Ich lese unter 1.12: «Kirchenmusik kennt qualitative Grenzen.» Bezeichnenderweise steht dieser Satz unter der Überschrift «Kirchenmusik ist Handwerk». Über diese Passage habe ich mich sehr gefreut, hörte und höre ich doch nicht selten die Reduktion auf blosser Rezeptionskriterien: «gut ist, was gefällt», gefordert leider von recht hohen kirchlichen und gar kirchenmusikalischen Positionen aus. Dabei wird die Beschäftigung mit der Materialien, der handwerklichen Qualität, dem «Wie-beschaffen-Sein» noch vor jedem Rezeptionsvorgang als veraltet diffamiert und als elitär im Sinne einer obsoleten bürgerlichen Kultur in Verruf gebracht. Was diese handwerkliche Qualität ist, kann ich nicht in drei Sätzen sagen. Schauen wir im Besonderen auf das Kirchenlied, muss der Qualitätsdiskussion eine gründliche Analyse vorausgehen:

«Kirchenmusik ist Handwerk» und «Kirchenmusik kennt qualitative Grenzen.»

#kirchenmusik2020

textlich, formal, musikalisch, im Verhältnis von Text und Musik sowohl metrisch/rhythmisch-formal wie inhaltlich-affektiv. Vor drei Jahren hat eine Gruppe von Hymnologinnen und Hymnologen dazu eine ausführliche Diskussion geführt und die Ergebnisse dann auch formuliert, nachzulesen im Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie.²

Der Schritt zur Rezeptionsästhetik – sie ist ja durchaus ein berechtigter Gesichtspunkt – muss in der Konfrontation der analytischen Befunde mit konkreten Gebrauchssituationen liegen. Das ist alles Teil der hymnologischen Wissenschaft, und darum ist es unerlässlich, dass angehende Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker mit diesen Methoden wenigstens ein Stück weit vertraut gemacht werden. Ich habe das in meinen Kursen immer versucht und schliesslich in einem Lehrbuch³ dargestellt, das nicht wie sonst üblich mit der Kirchenliedgeschichte beginnt, sondern mit den Methoden der Analyse: Erst einmal genau hinschauen! Wenig verwunderlich übrigens, dass von einseitig rezeptionsfixierter Seite dieser analytisch-phänomenologische Ansatz in der Hymnologie mit Argwohn betrachtet und mit einer Erkundung der Gefühlswirkung von Liedern gekontert wird, allerdings gestützt auf reichlich schwammige Kriterien. Auf vielen Gebieten kirchlichen Handelns ist viel von Qualität die Rede: Diskussionen, Kriterien, Assessments, Qualitätsmanagement haben Konjunktur. Ich wundere mich, dass in den Diskussionen um Kirchenmusik und speziell um Kirchenlieder diese Konjunktur nicht angekommen zu sein scheint. Da genügt es offenbar, Musik und Lieder gern zu haben, um sich als Experte aufführen zu können. Immerhin wird wenigstens an der *Zürcher Hochschule der Künste* das Fach Hymnologie immer noch als Wissenschaft unterrichtet, zudem mit verfeinerten didaktischen Werkzeugen, die mir seinerzeit nicht zu Gebote standen.

Eine Kleinigkeit noch zum Stichwort «Qualität». Ich lese unter 1.1211: «Qualitativ geringwertige Musik kann in einem Trauergottesdienst angebracht sein, dann wenn die

Verbindung des Stücks zu einem Trauerfall vorrangig ist, wenn es sich um ‚Lebensmusik‘ handelt.» Dem ist beizupflichten. Allerdings muss der Kontext in der Liturgie stimmen, also zum Beispiel integriert in den Erinnerungsteil, nicht aber der Predigt zugeordnet, die ja das Erinnern auf eine andere Ebene bringen soll, von der die «Lebensmusik» wieder ablenken würde. Zudem ist es auch eine Quantitätsfrage: Ausschliesslich «Lebensmusik» verunmöglicht die Begegnung der Dimensionen, die der Trauergottesdienst leisten soll. Dazu später mehr.

Bei den Voten aus der Konferenz – den kursiv gedruckten Passagen im Paper – begegnet mir das Stichwort «niederschwellig». Das wäre einer eigenen ausführlichen Betrachtung wert; hier nur ein paar Fragen dazu.

Zuerst grundsätzlich: Wie niedrig soll und darf denn die Schwelle sein? Wann kippt Anspruchlosigkeit in Unterforderung? Und ist es nicht eine Geringschätzung von Gottesdienstgemeinden, Gemeindegruppen oder KUW-Klassen, wenn wir ihnen nichts zutrauen oder gar zumuten? Ist nicht Glauben, ist nicht Gottesdienst ein Lernprozess, der sich auch im Erlernen eines Liedes, im Erschliessen einer geistlichen Musik manifestieren darf?

Dann konkret: Was ist denn überhaupt niederschwellig? Häufig verbindet sich ja die Forderung nach Niederschwelligkeit mit der Propagierung von Populärmusik. Gerade die qualitativ besseren, die interessanteren Stücke aus diesem Bereich sind aber oft überhaupt nicht niederschwellig: Sprachdeklamation, Rhythmus, Sound, Formverlauf sind meist nicht auf Anhieb zugänglich und setzen einen Lernprozess voraus. Erleichtert wird der Zugang oft durch die Refrain-Struktur: diese muss dann aber so gestaltet sein, dass der Refrain nicht komplexer ist als die Strophen – das müssten Jurymitglieder kirchenoffizieller Liedwettbewerbe eigentlich wissen... Dabei haben wir ja seit Jahrhunderten eine grundsätzlich niederschwellige Gattung zur Verfügung, nämlich das traditionelle Kirchenlied: nicht allzu lange Strophen, deutliche

Zeilenabgrenzungen, mehr oder weniger syllabische Deklamation, begrenzter Tonumfang, einfache Melodieführung. Das sind die Voraussetzungen für ein gemeinsames Singen ohne vorheriges Einüben und ohne direkte Singleitung. Zugegeben: Die Texte können die Schwelle ordentlich erhöhen, aber es ist ja ohnehin ein theologisch verantworteter Umgang mit der Distanz zu allen nicht-eigenen Texten verlangt – nicht ganz einfach, und darum häufig die Flucht in Taizé-Gesänge mit kurzen Text-Signalen, in die alle je eigene Gedanken und Assoziationen eintragen. Das ist ein legitimes Verfahren, wenn es nicht ganze Liturgien monopolisiert.

Über das Text-Problem gäbe es einen eigenen Vortrag. Hier nur so viel: Auch neuere Texte sind Texte anderer Menschen, die wir uns zu eigen machen. Das ist immer ein Aneignungsprozess, der Bedeutungen verschiebt, verändert und neu generiert. Weil das nur bei literarisch geformten Texten möglich ist, ist Nichtpoetisches überflüssig, notdürftig gereimte Prosa hat keinen Platz.

Kommunikation

Unter 2.2, Gemeinde/Musik, steht, dass Beteiligung nicht nur Spezialität, sondern Hauptdisziplin der Kirchenmusik ist. Unter dem Gesichtspunkt heutiger Postulate nach Musikvermittlung mit Beteiligungsaspekt ist das ein Plus für unsere Sparte. Dennoch ist damit vielleicht etwas zu viel gesagt. Es könnte jene Musik abgewertet werden, die ein komplizierteres Setting voraussetzt, von der Matthäuspassion bis zu differenziertem Jazz oder Pop. Das sollte nicht vergessen werden; solche Musik ist durchaus auch ein kirchli-

ches Handeln und nicht nur Hobby oder Selbstverwirklichung von Musikerinnen und Musikern.

Ein anderer Punkt: Im Verhältnis von Gemeinde und Musik beschäftigt mich seit längerer Zeit die Frage, wo Menschen heute überhaupt noch mit Orgelmusik in Kontakt kommen. Eine recht häufige Gelegenheit sind Trauerfeiern: Da nehmen viele Menschen nicht aus kirchlich-religiösen, sondern aus familiären oder gesellschaftlichen Gründen teil, während sie sonst kaum je in der Kirche sind. Das führt zu einem sehr einseitigen Eindruck und lässt die Assoziation von Orgelmusik mit «traurig» und «schwer» entstehen. In Unkenntnis der anderen Bereiche unseres Repertoires wird die Orgel dann etwa bei Trauungen mit Misstrauen behandelt oder ganz abgelehnt. Eine Patentlösung habe ich nicht, aber diese Schwierigkeit muss im Auge behalten werden – generell und im Einzelfall.

Arbeiten mit dem Papier

Kantonalkirche

Wichtig sind die Schlüsse im 1. Hauptstück: Die Gleichberechtigung des musikalischen und des pfarramtlichen Dienstes in der Liturgie muss in die Kirchenordnung, und zwar ohne Festlegung einer Letztverantwortung des Pfarrers, der Pfarrerin. Fachkompetenz muss zu Entscheidungskompetenz führen, gestützt auf die Ausbildung der Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker, die nicht nur musikalisch und hymnologisch, sondern nicht selten auch liturgisch gründlicher ist als die der Pfarrerrinnen und Pfarrer. Allerdings muss dann auch von kirchenmusikalischer Seite ein entsprechendes Engagement geleistet werden: mitdenken mit der Liturgie, eingehen auf Texte und Thematik, gemeinsame Planung jedes Gottesdienstes, was ja bei den heutigen Kommunikationsmöglichkeiten kein allzu grosses Problem ist.

Kirchenpflegen

Kirchenmusikalische Anstellungen brauchen einen ausreichenden Stellenumfang – in Zürich ist das wohl ganz gut. So können sich Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker auf

«Das gemeinsame
Musizieren ist
die Hauptdisziplin der
Kirchenmusik.»

#kirchenmusik2020

verschiedenen Ebenen in die Gemeinde einbringen und im Mitarbeiterteam integriert sein. Das geht vom kirchlichen Unterricht bis in die Arbeit mit älteren Menschen. Es ist sowohl Forderung wie Chance, und sie gilt auch für kleinere Gemeinden, die musikalisch vielleicht nicht so leistungsfähig sind: Gerade dort stellen sich ja (wie im Papier unter 3.2 bemerkt) höhere Anforderungen an die kirchenmusikalische Arbeit – das gilt übrigens besonders für Chöre: Ein nicht so leistungsfähiger Chor verlangt umso mehr musikpädagogischen Einsatz.

Kirchenmusikalischer Alltag

Der kirchenmusikalische Alltag ist ohne Zweifel breiter aufgestellt als früher. Vieles muss abgewogen und diskutiert werden; ich habe dabei den Eindruck, dass scharfe Konfrontationen und Konflikte eher weniger häufig sind als auch schon. Es gibt dennoch ein Feld, das nicht nur immer noch problematisch ist, sondern nach meiner Beobachtung an Problematik zunimmt, nämlich die Kasualien – Hochzeiten (das schon länger) und Trauerfeiern (in den letzten Jahren teilweise zu einer regelrechten Kampfzone geworden). Auch darüber müsste ich ein eigenes Referat halten. Hier nur so viel: Es geht um die Begegnung der familiären Lebenswelt und ihrer Geschichten mit den Geschichten der Bibel, welche die Lebensgeschichten aufnehmen und interpretieren sollen. Fällt diese Begegnung weg, weil eine Trauerfamilie ausschliesslich (!) auf ihren Lieblingsmusikstücken besteht, den Gemeindegang verweigert und der Pfarrerin etwa gar vorschreibt, nicht von Gott und schon gar nicht von Christus zu sprechen, dann ist unser »nahe bei den Menschen« in der Absurdität angekommen, und das Selbstverständnis der Kirche verdunstet. Ich meine, wir – sowohl kirchenmusikalisch wie pfarramtlich Tätige – müssen solche Dienste aus Gewissensgründen verweigern. Mir ist dies vor ein paar Wochen passiert, zu ersten Mal in 56 Dienstjahren. Was ich damit sagen will: Es ist gut, dass wir eine breite Konzeption von Kirchenmusik haben, es ist gut, dass wir im Dialog stehen, es



Bei Trauerfeiern muss Platz für Verschiedenes sein, da familiäre Lebenswelten auf die Bibel treffen.

ist gut, dass wir manchmal (oder sogar häufig) über unseren Schatten springen und daran vielleicht sogar Vergnügen haben. Es bleibt aber die Frage, wo die Grenzen sind, eine Frage, die wir miteinander diskutieren müssen, deren Ergebnis wir dann aber auch umsetzen sollen. Many things go, but not anything goes.

¹ Lotman, Jurij M.: *Die Struktur literarischer Texte*. München (1972). 41993, S. 24.

² JLH 61 (2022), S. 192–199.

³ Andreas Marti: *Kirchenlied und Gesangbuch. Einführung in die Hymnologie*, unter Mitarbeit von Elie Jolliet. Göttingen (2021) 2. durchgesehene Aufl. 2023.